

Regenzeit in Nigeria. Über Lagos gießt es in Strömen. Tope Omisore schaut auf den Lauf des Gewehres, das ein Soldat auf ihn richtet. Es ist eine G3 aus der deutschen Waffenschmiede Heckler und Koch. «Was fällt euch ein? Hier werden keine Fotos gemacht», schreit der kleinwüchsige Uniformierte mit dem Kindergesicht. Dabei wollten Tope und seine zwei Freunde nur kurz aus dem Auto steigen und sich die «Bank of Industry» anschauen. Das Gebäude war vor zwei Jahren ohne äußere Einwirkung zur Hälfte eingestürzt. Seitdem zielt die Ruine das Zentrum von Lagos. Ein Symbol von Pfusch und Fehlplanung. Kein Ruhmesblatt für das «Center of Excellence», wie die Millionenmetropole auf den Nummernschildern der Autos heißt. Die Überreste der Bank werden von der Armee bewacht. Die Soldaten, allesamt im Jugendalter, knöpfen sich die beiden Besucher aus Luxemburg und ihren Gastgeber vor. In einer Tasche haben sie einen Fotoapparat entdeckt. Die Fremden sollen für ihre Neugier büßen.

Noch zwei Stunden vorher hat Tope in seinen Luxemburgisch-Lehrbüchern geblättert. Er hat Heimweh. Der 22-Jährige sitzt in einem zehn Quadratmeter kleinen Zimmer. Die Wohnung gehört einem Freund und dessen Frau. Der Raum ist mit dem Nötigsten ausgestattet: ein Tisch, ein Sofa, Sessel, Fernseher. An den Wänden hängen Erinnerungsfotos. Hinter einem Vorhang ist der Schlafraum. Zwischen den Wänden staut sich die Hitze. Es ist schwül. Aus einem dunklen Gang, der die Wohnungen miteinander verbindet, dringt Straßenlärm. Wie immer herrscht Hochbetrieb in Surulere, einem von 16 Verwaltungsbezirken von Lagos. Nach der letzten Volkszählung leben hier rund 500.000 Menschen. Wie viele es wirklich sind, lässt sich ebenso schwer ermessen wie die Einwohnerzahl der nach Kairo zweitgrößten afrikanischen Stadt: nach einigen Angaben sind es zehn, nach anderen über 15 Millionen. Laut UN-Schätzungen werden sich im Jahr 2015 bis zu 25 Millionen Menschen in der Lagunenstadt drängen. Täglich wandern mindestens tausend aus dem ganzen Land zu. Lagos ist damit eine der am schnellsten wachsenden Städte der Welt. Manche Neuankömmlinge zimmern sich im Brackwasser der Lagune eine Holzhütte auf Stelzen, andere verstärken das Heer der Bettler, Straßenkinder und Tagelöhner in dem als unregierbar geltenden Moloch.

Zwischen den ein- und zweistöckigen Häusern von Surulere schieben sich die Autos im Schrittempo über die lehmigen Buckelpisten. An Hauswänden und Straßengräben, die der Regen mit Wasser gefüllt hat, drängen sich die Fußgänger vorbei:

geschäftige Straßenhändler, gelangweilte Jugendliche und spielende Kinder sowie Frauen, die alles Erdenkliche auf dem Kopf transportieren. Einige tragen bunte afrikanische Gewänder. «Ich möchte wieder nach Luxemburg», sagt Tope. Dort sei er zu Hause – und nicht in Nigeria. Tope legt die Bücher beiseite. Er ist den Tränen nahe. Seinen 22. Geburtstag hätte er am liebsten mit seinen Freunden in Luxemburg gefeiert. Fast fünf Jahre lang hat der junge Nigerianer im Großherzogtum gelebt. Im Mai 2003 war er nach der Ermordung seines Vaters, eines Aktivisten der Oppositionspartei «Alliance for Democracy», auf einem Schiff aus Nigeria geflohen. «Man riet mir, ich sollte verschwinden», erzählt er. Als blind-



«In Luxemburg bin ich zu Hause. Nicht hier in Nigeria.»

Tope Omisore

der Passagier gelangte er nach Europa. Die Überfahrt dauerte zwei Wochen. Von einer Hafenstadt aus – ob Antwerpen oder Rotterdam vermag er nicht mehr zu sagen – sei er mit dem Zug nach Luxemburg. Ein Fremder habe ihm dafür Geld zugesteckt.

Tope hat wie Abertausende anderer Afrikaner seine Heimat verlassen. Sie fliehen vor Bürgerkriegen, Hungersnöten, politischer Verfolgung oder vor der Armut. In der Hoffnung auf ein besseres Leben riskieren sie viel, um nach Europa zu gelangen. Die Flüchtlinge vertrauen sich skrupellosen Schleppern an. Der Preis ist hoch und beträgt oft mehrere tausend Euro. Für ei-

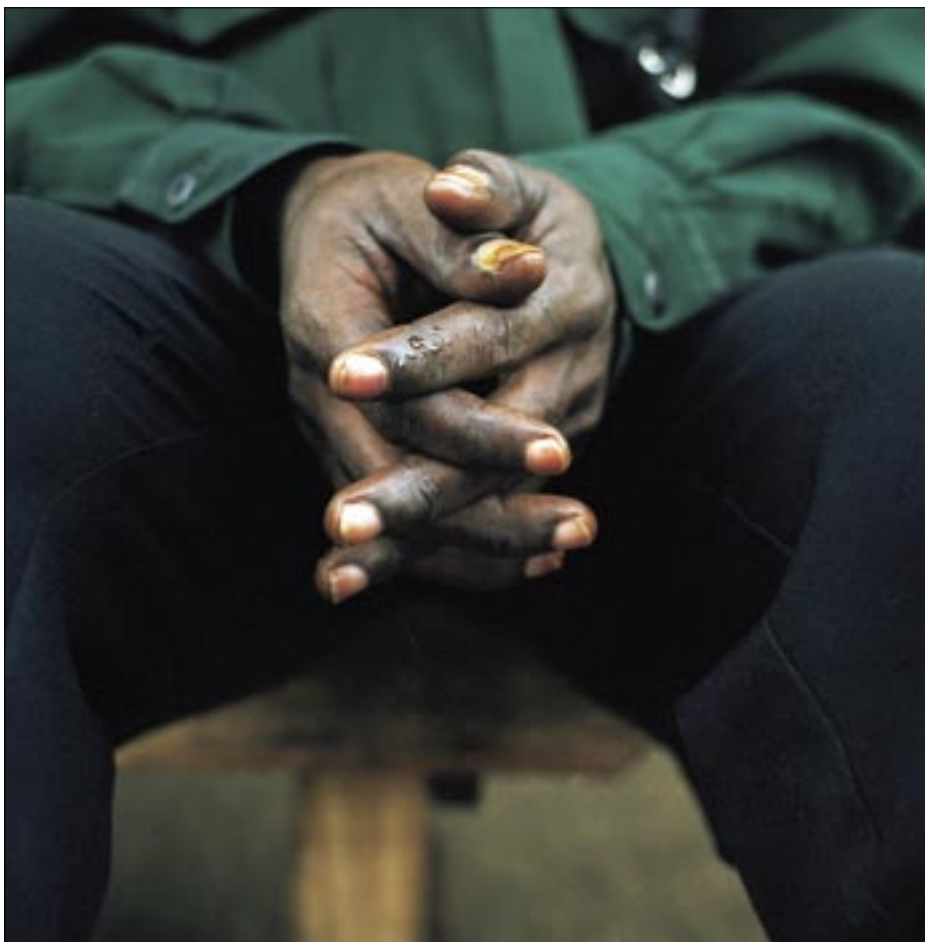
nige endet die Reise in der Wüste, andere ertrinken im Meer. Wiederum andere kommen durch und landen mit ihren Booten an der italienischen oder spanischen Küste. Die einzelnen Fluchtgeschichten gleichen einander. Nicht immer sind sie glaubhaft, manche entspringen der Phantasie. Kein Wunder: Die Einreise aus einem sicheren Drittstaat würde die Ablehnung des Asylanspruchs bedeuten. Das zwingt die Flüchtlinge, ihre wahre Reiseroute zu verschweigen. Dabei dient jedes unstimmige Detail den Immigrationsbehörden als Argument für einen Negativbescheid. Sogar ein falsch geschriebener Name kann die Zweifel der Beamten an der Wahrheit des Erzählten wecken. Vor allem Nigerianer gelten als Wirtschaftsflüchtlinge. Im Gegensatz zu den anerkannten Flüchtlingen genießen sie keinen Schutz. Letztere sind nach der Genfer Konvention von 1951 alle, die in ihrem Land wegen ihrer Rasse, Religion, Nationalität oder wegen ihrer politischen Überzeugung verfolgt werden. Oftmals lassen sich Flucht und Migration nur schwer voneinander unterscheiden.

Nach seiner Ankunft in Luxemburg im Juni 2003 und einigen Tagen im hauptstädtischen Foyer Don Bosco wird Tope in ein Asylbewerberheim nach Tarchamps gebracht. Im nahen Wiltz lernt er die Söhne von Félix Flammang kennen. Die Familie nimmt den Teenager auf. «Tope war wie unser sechstes Kind», erinnert sich das Familienoberhaupt. «Meiner Frau half er im Haushalt. Er gehörte zu uns und hatte viele Freunde. Ein guter Kerl, den alle mochten.» Drei Jahre lebt Tope bei den Flammangs. In Trier hat er eine Freundin. Werktags besucht er Französisch- und Luxemburgischkurse und engagiert sich bei der Caritas. Bei H&M absolviert er ein mehrmonatiges Praktikum. In dem Filmprojekt «Behind the Dream» von Interactions anlässlich eines internationalen Jugendcamps vertritt er Luxemburg. «Besser integriert kann man nicht sein», lobt ihn Sozialarbeiter Fred Arendt. Doch Topes Asylantrag wird abgelehnt. Eines Tages holt die Fremdenpolizei den jungen Afrikaner ab. Sein Versuch, sich nach Spanien abzusetzen, ist gescheitert. «Im Gegensatz zu manch anderen Jugendlichen ließ er sich nie etwas zu Schulden kommen», betont Félix Flammang, für den Topes Abschiebung unverständlich ist. Dem Familienvater wird nicht erlaubt, seinen Schützling in Schrässig zu besuchen.

Die Polizei bringt Tope am 28. Februar dieses Jahres zusammen mit seinen Landsleuten Victor Akpala und Mathias Jona sowie einem weiteren Nigerianer aus der Abschiebehaft zum Flughafen Findel. Kurz vorher hat Tope einen Zusammenbruch



Symbol für Pfusch: Das Gebäude der «Bank of Industry» stürzte ohne äußere Einwirkung in sich zusammen.



Warten mit Hoffnung: Viele Nigerianer suchen Schutz in der Kirche. Evangelikale Sekten und Pfingstkirchen boomen.

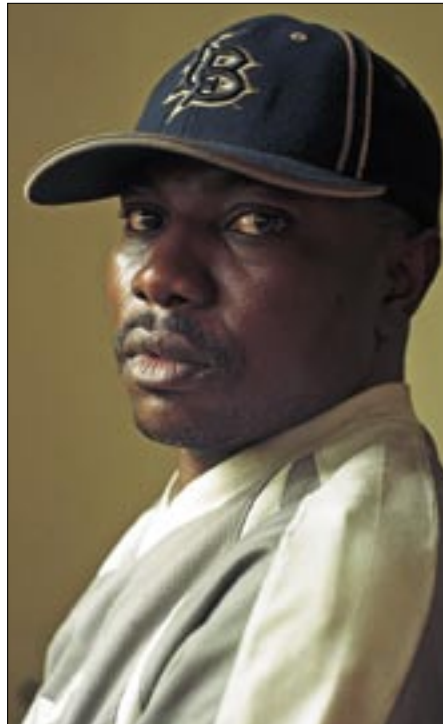
erlitten. Der zuständige Arzt erklärt ihn trotzdem für reisetauglich. Zur Beruhigung bekommt er eine Spritze. Der junge Mann in Handschellen will nicht ins Flugzeug steigen. Er wehrt sich – vergeblich. Auch der Protest, den einige Organisationen gegen die drohende Ausweisung einlegen, bleibt ohne Erfolg, ebenso deren Kundgebungen auf dem «Place Clairefontaine» vor dem Außenministerium. Die Dossiers seien genau überprüft worden, erklärt der beigeordnete Immigrationsminister Nicolas Schmit. «Wir haben nichts verbrochen», beteuern hingegen Tope, Victor und Mathias. Nur der vierte Nigerianer im Flugzeug war wegen eines Drogendelikts ins Gefängnis gekommen. Jean Lichtfous von der Asti kritisiert die Vorgehensweise der Behörde als willkürlich. Er spricht von einem «Lotteriespiel».

Auch Victor hatte sich gut in die luxemburgische Gesellschaft eingelebt. Der frühere Aktivist der Separatistenbewegung «Movement for the Actualization of the Sovereign State of Biafra» (Massob) musste seine Heimat im Osten Nigerias verlassen, wo seit 40 Jahren ein Untergrundkampf für die Unabhängigkeit Biafras schwelt. Noch immer gibt es Gefechte zwischen den Rebellen und der nigerianischen Armee. Der Gefahr, von den Soldaten gefangen genommen zu werden, entgeht Victor mit seiner Flucht. Im September 2005 gelangt er nach Luxemburg. Dort engagiert er sich in der englischsprachigen katholischen Kirchengemeinde in Hollerich. «Er war ein sehr aktives Mitglied und eine große Hilfe», erinnert sich Pater Eamon Breslin. «Er war für mich wie ein Assistent.» Auch Armand Clesse, Direktor des Instituts für europäische und internationale Studien, hat ihn in bester Erinnerung: «Victor kam oft zu uns ins Institut. So freunden wir uns an.» Victor belegt Fortbildungskurse und wirkt bei dem Theaterstück «Hurt and Dignified» mit. Kurz vor der Premiere wird er nach Scherrasig gebracht. «Mir war zum Heulen zumute», schildert er seinen damaligen Zustand, «ich hätte mich am liebsten umgebracht.» Als Grundlage für die Abschiebung diente ein Abkommen, das Luxemburg 2006 mit Nigeria traf. Ein «gentlemen's agreement», wie es Nicolas Schmit formulierte.

Victor erzählt von der «demütigenden Abschiebung». Begleitet von acht Polizeibeamten, einer Krankenschwester und einer Begleitperson des Roten Kreuzes werden die Nigerianer mit einer Chartermaschine nach Lagos geflogen. «Sie hatten uns gefesselt», erzählt der 34-Jährige, «wir konnten uns kaum bewegen.» Victor redet ungeniert über seine Erlebnisse. «Ich versuche zu vergessen. Sonst kommt der Schmerz zu-

rück», sagt er mit trauriger Stimme. Nach seiner Rückkehr erkrankte er an Malaria. Heute lebt er in einem Vorort von Lagos. Er versucht sich weiterzubilden. In Nigeria ist dies ohne finanzielle Hilfe ein unmögliches Unterfangen. Das 141-Millionen-Einwohner-Land hat laut «Transparency International» eines der korruptesten Staatswesen der Welt. Selbst ein guter Schulabschluss muss mit barer Münze bezahlt werden.

Dass in Nigeria ohne Bestechung nichts läuft, bekommt auch Mathias immer wieder zu spüren. Er hat sich nach Kano im muslimischen Norden des Landes zurückgezogen. Die Fahrt dorthin dauert 15 Stunden und ist unterbrochen von zahlreichen Straßenkontrollen. Armee und Polizei ver-



«Ich versuche zu vergessen. Sonst kommt der Schmerz zurück.»

Victor Akpala

langen von den Reisenden Passiergeld. «Als ich in Lagos ankam, besaß ich nichts», berichtet der 35-Jährige. «Ich schlief zwei Nächte auf der Straße und musste mir Geld für das Busticket leihen.» In seine alte Heimat im Süden des Landes kann er nicht zurück. Seine Frau und seine beiden Kinder hat er seit seiner Flucht nach Luxemburg im August 2004 nicht mehr gesehen. «Ich mache mir keine Illusionen mehr», sagt Mathias, der in Luxemburg unter anderem an dem von der Asti initiierten Catering-Pro-

jekt «go4lunch» teilnahm. Der Traum von Europa sei für ihn ausgeträumt, gibt er zu. Ein legaler Zutritt in die Staaten der Europäischen Union ist für den Nigerianer vorerst nicht mehr möglich. Nach einer kürzlich verabschiedeten EU-Direktive besteht ein Einreiseverbot für Abgeschobene von fünf Jahren. So möchte Mathias in Kano einen Handel für Kosmetikartikel eröffnen. Doch dafür benötigt er Startkapital und eine feste Bleibe. Wieder in Nigeria, geht es ihm wie den meisten Zwangsrückkehrern: Sie gelten als gescheitert. Dass sie in Europa waren, ohne reich geworden zu sein, glaubt ihnen niemand. Nicht selten haben ganze Familien oder Dorfgemeinschaften zusammengelegt, um einen der ihren ins vermeintliche Paradies zu schicken.

Die Hoffnungsträger in Europa sind wichtige Devisenquellen, die Summe der Rücküberweisungen übersteigt die der Entwicklungshilfe. Wer einen Universitätsabschluss hat, besitzt gute Chancen in Übersee. Vor allem in Großbritannien arbeiten nigerianische Ärzte. «Weil ich aber mit leeren Händen zurückkam, habe ich viele enttäuscht», erzählt Mathias. «Jeder hatte erwartet, dass ich etwas mitbringen würde.» Die daheim Gebliebenen haben kaum eine realistische Vorstellung von Europa. Sie ist von den Medien verzerrt oder von den Rückkehrern beschönigt. Viele Nigerianer möchten gerne ins angebliche Schlaraffenland. Eine Adresse oder eine Telefonnummer in Übersee – jeder von ihnen ist auf der Suche nach einem Entershaken für die europäische Festung oder nach einer Unterstützung im täglichen Überlebenskampf.

Tope bedrückt die Perspektivlosigkeit. «Nach meiner Ankunft traute ich mich nicht einmal vor die Tür», sagt der 22-Jährige. In den ersten Wochen hat er das afrikanische Essen nicht mehr vertragen und wurde krank. Er fühlt sich immer noch fremd. Eine Arbeit zu finden ist äußerst schwierig. Selbst für jene, die einen Job haben, ist der Überlebenskampf hart. Ein Wachposten im boomenden Sicherheitsgewerbe zum Beispiel bekommt im besten Fall 20.000 Naira, umgerechnet 120 Euro – und das bei Lebensmittelpreisen auf fast europäischem Niveau. Vier Fünftel der Nigerianer muss mit weniger als 30 Euro im Monat auskommen. In Lagos sind 80 Prozent der Bewohner im informellen Sektor beschäftigt – im Handel, in der Internetbranche oder im Transportwesen. Manche verkaufen ihre Waren in den täglichen Staus: Softdrinks, Erdnüsse, Kekse, Spielzeug, Feuerlöscher, Bücher, Zeitungen und DVDs, aber auch Bügelbretter und großformatige Gemälde. Wenn der Verkehr in der Megalopolis zusammenbricht und auf den von Schlaglöchern



Flourierende Schattenwirtschaft: Der Großteil der Bewohner ist im informellen Sektor tätig - hier an einem Kopierstand.



Kein Tor zur Freiheit: Vor den Abfüllstationen stehen die Tankwagen Schlange und träumt manch einer vom großen Spiel.

Nach der Sintflut: Bei starken Regenfällen versagt die Kanalisation. Die Stadtautobahnen stehen unter Wasser.

Gegen die Wand: Die Mauern dienen den Reichen als Schutzwall, den anderen bleibt nur die Notdurft.



Das Leben ein Markt: Auf dem Markt wird alles Erdenkliche feilgeboten, die Frauen arbeiten mit Köpfchen.